



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

China und das Abendland : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Es ist nicht unmöglich, daß später einmal eine angemessen organisierte Volksschule die Grundlage der höhern Schulen und Fachschulen wird. Aber so wie sich Herr Scherer die Sache denkt, geht es nicht, am wenigsten in Verbindung mit der sozialen Frage.



China und das Abendland

(Schluß)

4



n Amerika soll demnächst durch eine möglichst großartige Weltausstellung das Andenken der kühnen Männer gefeiert werden, die vor vierhundert Jahren zum erstenmale die weite Fahrt nach Westen gewagt und dabei unerwartet einen neuen Erdteil entdeckt haben. Die That des Columbus stellte die alte Welt plötzlich vor unübersehbare neue Aufgaben, und gewiß wird darum das Jahr 1492 einer der wichtigsten Zeitpunkte in der Geschichte der Menschheit bleiben. Vielleicht aber weist später der Kulturhistoriker dem Jahre 1842 einen nicht minder hohen Rang zu, denn da begannen die künstlichen Schranken zu fallen, die bisher den freien Verkehr zwischen dem Abendlande und dem großen Reiche der Mitte verhindert hatten. Zum erstenmale hatten die Chinesen die schwere Faust einer europäischen Großmacht fühlen müssen; nun kam es darauf an, wie sie sich in die durch den Frieden ganz veränderten Verhältnisse finden würden. Sehr bald zeigte sich allerorten wieder eine bedeutende Verschiedenheit zwischen dem Benehmen der Beamten und dem des Volks, und obwohl sich dieser Unterschied seitdem etwas gemildert hat und jetzt nicht mehr so offen hervortritt wie gleich nach dem ersten Kriege, so ist er doch fast in sämtlichen Beziehungen der Abendländer zu den Chinesen der alles beherrschende Zug geblieben. Die ganze gewerbtreibende Bevölkerung der fünf dem Verkehr geöffneten Häfen lernte rasch den bedeutenden Vorteil schätzen, der ihr aus dem großen Wandel der Dinge erwuchs. Mächtig blühte der Handel empor. Besonders Hongkong und Shanghai hatten schon nach wenigen Jahrzehnten in der Statistik des Schiffsverkehrs, in der die tausende von chinesischen Dschunken noch gar nicht einmal mitgerechnet werden, eine sehr hohe Tonnenzahl aufzuweisen, und jetzt stehen sie darin nur wenigen andern Häfen nach. Mit allen Erdteilen wurden bald regelmäßige Dampfverbindungen hergestellt. Zugleich entwickelte sich zwischen den einzelnen Vertragshäfen an der chinesischen Küste ein reger Verkehr durch europäische Schiffe, wobei An-

gehörige der verschiedensten Nationen, darunter bald auch viele deutsche Seeleute, lohnende Beschäftigung fanden.

Förmliche Verträge wurden kurz nach dem Frieden von Nanking auch von Frankreich und Nordamerika, etwas später auch von Schweden und Norwegen, mit China auf der Grundlage des Vertrags mit England abgeschlossen. König Friedrich Wilhelm der Vierte schickte im Namen des Zollvereins einen Abgesandten nach China, der dort für kaufmännische und industrielle Zwecke Erkundigungen einziehen sollte. Zu einem Vertrage kam es jedoch vorläufig noch nicht.

Was thaten nun die Mandarinen der neuen Lage gegenüber? Ja, was thaten sie! Zunächst gar nichts, da ihnen der Schreck zu sehr in die Glieder gefahren war. Gar zu unfaßt waren sie auch aus der hohen Täuschung aufgerüttelt worden, daß sich die Ausländer niemals ernstlich gegen den Sohn des Himmels und gegen seine Stellvertreter, die Mandarinen, auflehnen würden. Als sie sich dann allmählich etwas erholten, waren sie klug genug, einzusehen, daß der frühere, für sie weit angenehmere Zustand unwiederbringlich dahin sei. Aber es war vielleicht zuviel von ihnen verlangt, daß sie sich nun auf einmal mit Grazie in die neue Ordnung der Dinge finden sollten, nachdem sie Jahrtausende hindurch alle nichtchinesischen Völker für Barbaren und dem Kaiser von China für tributpflichtig gehalten hatten. Der Wechsel war zu schroff. Da schickten nun diese barbarischen Nationen eine nach der andern ihre Gesandten, und diese sagten mit einer unverschämt ruhigen Bestimmtheit, die hohen chinesischen Würdenträgern gegenüber eigentlich ganz unerhört war: Bitte, seid so freundlich, uns auch als gleichberechtigt anzuerkennen. Und mit saurer Miene mußte man diesen Gesuchen willfahren. Außerlich ließ man sich zwar mit orientalischer Höflichkeit nichts merken, aber dafür wurde es allmählich mit einem umso zäheren passiven Widerstande in allen möglichen kleinen Dingen versucht. Bald genug wurde es klar, daß die Wirkung der ersten Lektion doch noch nicht nachhaltig genug war.

Ehe wir uns aber zu dem zweiten Kriege wenden, wollen wir rasch einen Blick auf die innern Verhältnisse Chinas werfen, wie sie sich in den fünfziger Jahren gestalteten. Es hätte den Rahmen dieses Aufsatzes weit überschritten, wenn wir auch frühere Umwälzungen und Unruhen im Reiche der Mitte hätten erwähnen wollen; aber bei dem Aufstande der Taipings, der das alte Reich in allen Fugen krachen machte, muß wegen der hineinspielenden ausländischen Einflüsse eine Ausnahme gemacht werden. In Deutschland wird es wenig bekannt sein, daß diese ungefähr zwei Jahrzehnte dauernde Bewegung anfänglich einen christlichen Schein hatte. Mehr als ein Schein war es freilich nicht, denn der Führer Hung Hsiu Tschüan kann nur eine sehr äußerliche Auffassung vom Christentum gehabt haben. Überdies drängten seine weltlichen Pläne bald alle etwa echten religiösen Absichten zurück. In seiner nicht weit

von Kanton gelegenen Heimat fielen ihm im Jahre 1843 eine Anzahl christliche Flugschriften in die Hände, und ungefähr zu derselben Zeit wurde er infolge einer Krankheit fortwährend von Visionen heimgesucht. Diese hielt er für Offenbarungen und deutete unter ihrem Einfluß allerlei aus den Flugschriften entnommene Bibelstellen so, daß er berufen sei, christlicher Kaiser von China zu werden. Bald fand er Anhänger, wie dies denn in China für einen halbwegs energischen einheimischen Führer selten schwierig gewesen ist. In mancher Beziehung nahm sich die Bewegung zu Anfang wirklich so aus, als ob hier ein Apostel des Christentums unter den Chinesen erstanden wäre. Hung gebot die Heiligung des Sonntags und die Verehrung des Tien Fu, d. i. des himmlischen Vaters, sowie des Tien Hsiung, d. i. des himmlischen ältern Bruders (Christus).*) Er selbst ließ sich später, nach seinen großen Erfolgen, nicht mehr mit seinem eigentlichen Namen nennen; seine Anhänger gebrauchten dafür gewöhnlich den Ausdruck Tien Wang Tai Ping, d. i. himmlischer König aus der großen Friedens- (Tschao-) Dynastie. Davon ging dann der Ausdruck Taipings in die europäischen Sprachen über. Auf Seiten der kaiserlichen Partei wurde indessen eine minder ehrerbietige Bezeichnung angewandt, nämlich Tschang Mao Tsch, d. i. langhaariger Empörer, weil sich die Taipings den Zopf abschnitten und das übrige Kopfhaar wachsen ließen.

Im Jahre 1846 ging Hung nach Kanton, um sich bei dem dort wirkenden amerikanischen Missionar Roberts im Christentum näher unterweisen zu lassen. Aber zu seiner Taufe kam es nicht. Denn bald begannen die unruhigen innern politischen Verhältnisse, die der Krieg gegen England zur Folge hatte, weit mehr seine Aufmerksamkeit zu erregen als alle religiösen Fragen. Von Anfang der Empörung an benutzte Hung die Religion nur noch als Mittel zum Zweck, nicht umgekehrt seinen politischen Erfolg zur Ausbreitung des Christentums. Er hütete sich wohl, Missionare in sein Lager zu rufen, weil er sich sagen mußte, daß sie niemals seine angeblich vom himmlischen Vater erhaltenen Mitteilungen als Offenbarungen anerkennen würden.

Zum offenen Aufruhr kam es, als sich Hung und seine Anhänger in ihrem religiösen Eifer an den buddhistischen Tempeln vergriffen. Unwillkürlich drängt sich einem dabei der Vergleich mit den Bilderstürmern der deutschen Reformation auf, und in der That haben beide Bewegungen viel Ähnlichkeit mit einander. Ebenso wie Thomas Münzer wollte Hung keine frommen Bildnisse dulden; auch ließ er nur die unmittelbare Eingebung des göttlichen Willens gelten, dessen irdischer Arm zu sein er behauptete. Der Unwille des Volks über die Schändung der Tempel zwang die Beamten endlich zum Ein-

*) Der „ältere Bruder“ ist in China für die jüngern Geschwister stets eine große Respektperson; der Ausdruck wird auch in übertragener Bedeutung gebraucht.

schreiten. Sie sollten jedoch bald die Überlegenheit ihres Gegners kennen lernen. Vom Jahre 1850 an war die Laufbahn Hungs lange Zeit hindurch ein einziger großer Siegeszug. Nach mehreren größeren Erfolgen im Süden marschirten die Empörer nach Norden und nahmen eine Stadt nach der andern ein. Nur Tschangscha, die Hauptstadt der Provinz Hunan, leistete solchen Widerstand, daß die Belagerung schließlich aufgehoben werden mußte. Aber am Yangtzejiang, wohin sich Hung dann wandte, waren die Erfolge wieder umso größer. Der ganze mittlere und untere Lauf dieses mächtigen Stroms nebst den angrenzenden reichen Provinzen geriet in seine Gewalt, und in dem eroberten Nanking richtete er sich einen Hofstaat ein. Noch in demselben Jahre, als Nanking fiel (1853), wurde ein bedeutender Teil des Heeres nach Norden gesandt, um Peking einzunehmen. Auch diese Truppen drangen überall siegreich vor, durchzogen in sechs Monaten vier Provinzen und nahmen sechs- undzwanzig Städte ein — wobei zu bedenken ist, daß alle großen Orte in China mit starken Mauern umgeben sind — und schlugen sämtliche sich ihnen entgegenstellenden kaiserlichen Heere. Aber ihren eigentlichen Zweck erreichten sie doch nicht. Trotzdem daß Hung im Winter Verstärkung schickte, sahen sich seine Truppen im nächsten Frühling zur Umkehr gezwungen, da sie sich zur Belagerung von Peking und gleichzeitigen Offenhaltung der Verbindung mit dem weit entfernten Yangtzejiang für zu schwach halten mußten. Hung konnte sich nicht dazu entschließen, nun selbst mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften einen zweiten Zug gegen Peking zu unternehmen, weil er so alles auf eine Karte gesetzt hätte. Damit war die regierende Dynastie gerettet, und von diesem Augenblick an war es nur noch eine Frage der Zeit, wann die Empörung vollständig zu Boden geworfen sein würde. Denn nur im fortwährenden Vorwärtsschreiten lag Hungs Kraft; sobald er still stand, konnten ihm alle seine Machtmittel nichts mehr nutzen, weil er wohl ein für chinesische Verhältnisse sehr tüchtiger Feldherr, aber gar kein Organisator war. Was für eine Vorstellung er sich eigentlich davon gemacht hat, wie die Verwaltung des großen Reichs nach seinem endgiltigen Siege neu zu ordnen und zu leiten wäre, ist ganz unklar und jetzt nicht mehr festzustellen. Vielleicht überzeugte er sich allmählich selbst von seiner Unfähigkeit und begnügte sich aus diesem Grunde mit den errungenen Erfolgen. Sobald das aber geschah, mußte sich die Revolution in sich selbst verzehren. Unterschied sich nämlich beim Beginn der Bewegung das Verhalten der Empörer sehr vorteilhaft von dem der kaiserlichen Truppen, so waren jetzt längst auch die Taipings Meister geworden im Morden und Brennen, im Zerstören der volkreichen Städte und im Verwüsten der blühenden Fluren Mittelchinas. Im Süden hatten sie wegen ihres anfänglich menschlichen Benehmens viel freiwilligen Zuzug gehabt, jetzt mußten sie die Bewohner der besetzten Provinzen mit Gewalt zu Soldaten pressen. Der religiöse Schein verschwand mehr und mehr; nur der Führer

hielt die Behauptung seiner göttlichen Sendung stets aufrecht. Im ganzen waren die Taipings schon bald nach der Einnahme von Nanking nicht viel mehr als eine zuchtlose Räuberbande.

Die Ausländer thaten deshalb weise daran, schließlich der kaiserlichen Partei ihre Hilfe zur Niederwerfung des Aufstands zu leihen. Denn mochte die Regierung auch noch so viele Schwächen zeigen, sie war doch immer noch weit besser als das Chaos, das ein Sieg der Taipings zur Folge gehabt hätte. Die Nachrichten über den in Nanking herrschenden sonderbaren neuen Gewalthaber hatten bei den in Shanghai wohnenden Ausländern schon frühzeitig lebhaftes Interesse erregt, umso mehr, als unter ihnen schon lange, ehe die Empörer den Yangtzejiang erreichten, verworrene Gerüchte über eine bevorstehende Christianisirung von ganz China in Umlauf gewesen waren. Jetzt, da man diesen chinesischen Christen kennen lernte, war die Enttäuschung natürlich groß. Gleichwohl gab es einige europäische Abenteurer, die gegen hohe Bezahlung in den Dienst der Rebellen traten, aber die Sympathien der überwiegenden Mehrzahl und vor allem des bessern Theils der Fremden neigten sich sehr bald der kaiserlichen Seite zu. Als die Taipings Shanghai bedrohten, schützten dieselben englischen und französischen Truppen, die gegen China Krieg führten, die Stadt im Interesse des Kaisers gegen die Auführer, gewiß ein sehr eigentümliches Verhältnis.

Eine Anzahl von Ausländern stellte sich den Chinesen ganz zur Verfügung, und da man das Glück hatte, tüchtige Führer unter ihnen zu finden, so verstummte allmählich der Spott des fremden Militärs über die im Jahre 1860 errichtete gemischte Truppe, deren Offiziere alle Europäer oder Amerikaner waren, während die Mannschaft aus Chinesen bestand. Der letzte Anführer der „immer siegreichen Armee,“ wie diese Truppe bald von den Chinesen genannt wurde, war zugleich der hervorragendste und selbstloseste, nämlich der englische Oberst Gordon, derselbe, der später als General im Sudan umkam. Er und Li Hung Tschang, der zur Zeit auch in europäischen Zeitungen viel genannte in Tientsin wohnende Vizekönig, der damals einer der kaiserlichen Generale war, erstürmten am Ende des Jahres 1863 das nicht weit von Shanghai liegende Sutschau, eines der letzten Bollwerke der Empörer. Bald darauf wurde die „immer siegreiche Armee“ aufgelöst, weil man ihrer Dienste nicht mehr bedurfte. Offiziere und Mannschaften erhielten Belohnungen, aber Gordon schlug das für ihn bestimmte ansehnliche Geldgeschenk aus. Mit der Eroberung von Nanking wurden die kaiserlichen Truppen noch in demselben Jahre (1864) allein fertig. Wie der himmlische König Hung umgekommen ist, ist nicht genau bekannt geworden. Wahrscheinlich hat er sich kurz vor der Erstürmung seiner Hauptstadt vergiftet. Als die Nachricht von seinem Tode nach Peking gelangt war, hieß es in einer kaiserlichen Verordnung: Worte können keinen Begriff geben von der Menge des

Kummers und des Elends, die er verursacht hat; sein Maß war voll, und der Grimm von Göttern und Menschen hatte sich gegen ihn erhoben.

So endete der chinesische Thomas Münzer. Noch jetzt sind trotz der großen Betriebsamkeit des Volks die fürchterlichen Spuren seines Wirkens nicht verwischt. Wer von Shanghai aus den Yangtzejiang hinauffährt, erblickt etwas oberhalb von Tschinkiang auf einem in den gewaltigen Strom vorspringenden Felsenkegel in wunderschöner Lage ein mächtiges Bauwerk, das wie eine Pagode aussieht, und doch wieder nicht wie eine Pagode. Das ist Golden Island, eine frühere Insel. Die Pagode da oben zeigt noch deutlich die Spuren davon, wie die Taipings hier gewütet haben: alle Verzierungen sind weggebrochen, aber das starke Mauerwerk hat ihrem Feuer und Eisen widerstanden. So ist ein weit in der Umgegend sichtbares Wahrzeichen stehen geblieben, das noch heute von der grauenhaften Verwüstung erzählt, die der himmlische König aus der großen Friedensdynastie angerichtet hat. „Die vorher von einer friedfertigen Bevölkerung dicht bewohnten Teile der neun Provinzen — sagt Williams —, wo seine Horden hindurchzogen, haben sich noch immer nicht wieder völlig erholt. Zerstörte Städte, verlassene Dörfer und große Haufen von allerhand Schutt zeigen noch jetzt auf einer Strecke von zweitausend englischen Meilen den Weg, den sie von Süden nach Norden zurückgelegt haben. Ihre Gegenwart war eine Gottesgeißel mit schrecklichem Unheil im Gefolge; sie machten nicht den geringsten Versuch, das, was zerstört worden war, wieder aufzubauen. Wilde Tiere streiften durch die verwüsteten Landesteile und suchten sich Höhlen in den verödeten Städten. Wo sonst das Getreibe des fleißigen Volkes zu hören war, schwirrte nun der scheue Fasan, und Unkraut oder Dschungeln bedeckten den Boden, den einst der geduldige Bauer bestellt hatte. Volle zwanzig Millionen Menschen müssen bei dem Aufbruch umgekommen sein, während ungezählte weitere Millionen auf Jahre hinaus ein elendes Dasein zu fristen hatten.“

5

Ein aufmerksamer Beobachter wird aber auch hier die alte Regel bestätigt finden, daß selbst das größte menschliche Elend immer irgend eine gute Folge hat. So grauenhaft auch die Verwüstungen in den durch die Empörung betroffenen Provinzen waren, und so sehr die Regierung darum wünschen mußte, den Aufstand rasch zu unterdrücken, so war doch für sie das Verlangen, das die zu derselben Zeit wieder andrängenden äußern Feinde stellten, noch weit schrecklicher als der ganze Aufbruch. Und was war das für ein unerhörtes Verlangen? Nun, die unbequemen Ausländer erdreisteten sich wahrhaftig, das seit Jahrtausenden gewährte Vorrecht der Herrscher in Peking, mit den draußen wohnenden Barbaren nur ganz nach eigenem Ermessen und Belieben zu verkehren, ernstlich in Frage zu stellen. So etwas war doch noch nicht

dagewesen! Außerdem traute man ihnen noch alle möglichen sonstigen Teufeleien zu, und deshalb mußte man die Empörung Empörung sein lassen und sich zunächst mit aller Kraft die Fremden vom Halse zu halten suchen. Als sich dann aber die Anstrengungen, sich ihrer zu erwehren, als vergeblich erwiesen hatten, stieg das Mißtrauen, die Sieger könnten mit den Taipings gemeinschaftliche Sache machen, aufs höchste. Welch ein Wunder nun, daß diese Barbaren nach ihren Erfolgen so viel Unstandsgefühl besaßen, der rechtmäßigen Regierung nicht nur nicht weiter entgegenzutreten, sondern ihr sogar zu helfen! Das hatte man nicht erwartet, und selbst bei sehr verstockten chinesischen Beamten fing darüber allmählich das Vorurteil, daß die Ausländer gar keine guten Seiten haben könnten, zu schwinden an. Das Hauptverdienst hieran gebührt ohne Zweifel Gordon. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, Verrat zu üben und dann im Bunde mit den Empörern große Erfolge über die kaiserliche Partei zu erringen. Doch ließ seine zwar etwas schwärmerische, aber durchaus wahre und tiefe Religiosität niemals auch nur den Gedanken des Treubruchs in ihm aufkommen. Als er dann die Waffen niederlegte in dem Bewußtsein, einfach seine Pflicht gethan zu haben, aber um nichts reicher, als er vorher gewesen war, da mochten die Chinesen in sprachlosem Staunen denken: Solch einen Mann hätten wir unter den fremden Teufeln nicht zu finden geglaubt! Dieser gewaltige Eindruck von Gordons schlichter Persönlichkeit auf die Chinesen war um so wichtiger, als er unmittelbar auf den zweiten Krieg folgte, den sie gegen europäische Mächte zu führen hatten; er hat wesentlich mit dazu beigetragen, daß die Mandarinen eine bessere Meinung von den Abendländern im allgemeinen bekamen.

Dies war ein nicht zu unterschätzender Vorteil, denn die Zustände waren kurz vor dem Kriege wieder einmal unerträglich geworden. Wirkte auch in Peking der Schreck über die unerwartete erste Niederlage noch nach, so kam doch der alte Hochmut bald genug wieder zum Vorschein, und der sich hieraus notwendig ergebende Zwiespalt erzeugte nun die verkehrtesten Maßregeln, die es geben konnte. Ganz konnte man die verhaßten Fremden zwar nicht wieder loswerden, das leuchtete auch dem hartnäckigsten Mandarinen ein; aber man brauchte sich ja einfach nicht um sie zu kümmern. Der, der diesen schlauen Ratschlag in Peking gegeben hat, wird wahrscheinlich gut dafür belohnt worden sein; allmählich verfuhr man ganz darnach, indem grundsätzlich nur fremdenfeindliche Beamte in die fünf dem auswärtigen Verkehr geöffneten Häfen geschickt wurden. Von irgend welchem erspriesslichen Umgange zwischen den Mandarinen und den fremden Konsuln konnte daher bald keine Rede mehr sein. Schließlich weigerte sich der Generalgouverneur von Kanton, Jeh, den englischen oder den französischen Bevollmächtigten überhaupt noch zu sehen, obgleich eine Menge von kleinen Streitigkeiten am einfachsten und natürlichsten durch persönliche Besprechung zu schlichten gewesen wäre. Jeder, der sich

einigermaßen unbefangen in die Vorgeschichte des zweiten Krieges vertieft, muß erkennen, daß es die Chinesen nicht anders haben wollten. Der unmittelbare Anlaß: die angebliche Verletzung der englischen Flagge auf einem kleinen Küstenschiffe, das diese Flagge gar nicht einmal hätte führen dürfen, war allerdings kaum der Rede wert, und daher hat es auch natürlich in England nicht an moralisirenden Leuten gefehlt, die aus diesem Grunde auch den zweiten Krieg verurteilten. Als ob er abzuwenden gewesen wäre, auch wenn man diese Streitfrage gütlich beigelegt hätte! Die Zeit war eben gekommen, wo sich das Abendland von den chinesischen Mandarinen nicht mehr von oben herab behandeln lassen wollte. Konnte man sich in Peking nicht dazu verstehen, das zu begreifen, so mußte eben die Gewalt entscheiden.

Lord Palmerston war auch schon am Ende des Jahres 1856 hierzu entschlossen. Er forderte die Franzosen, Russen und Amerikaner zur Mitwirkung auf, weil das ganze Abendland an dieser Sache gleichmäßig interessiert sein mußte. Der Kaiser Napoleon war auch alsbald dazu bereit, da in demselben Jahre ein französischer Missionar auf Befehl chinesischer Beamten gefoltert und enthauptet worden war. Die Russen und Amerikaner liehen den beiden andern Mächten wenigstens ihre moralische Unterstützung, indem sie einige Kriegsschiffe mit Bevollmächtigten an Bord in die chinesischen Gewässer schickten. Die Engländer wie die Franzosen waren sehr glücklich in der Wahl ihrer Bevollmächtigten, da beide, Lord Elgin und Baron Gros, neben einem durchaus klaren Kopfe für ihre nicht leichte Aufgabe großen Takt besaßen.

Der Beginn der Feindseligkeiten zog sich jedoch noch etwas hin, weil die Engländer erst mit der Empörung in Indien fertig werden mußten. Als sie dann Ende 1857 eine Anzahl einheimischer Regimenter ohne Gefahr von dort wegnehmen konnten, wurde im Verein mit den Franzosen Kanton erstürmt, was nicht viel Mühe machte. Den widerspenstigen Generalgouverneur Jeh nahm man gefangen und brachte ihn auf ein englisches Kriegsschiff. Dann fuhr die ganze Flotte nach Norden. Aber bevor die Feindseligkeiten fortgesetzt wurden, versuchten es alle vier Mächte von Shanghai aus noch einmal, den Hof von Peking auf gütlichem Wege umzustimmen und zur Vernunft zu bringen. Vergebens! Die sehr gemäßigten Forderungen der Verbündeten, die nur auf Herbeiführung besserer Beziehungen gingen, wurden einfach zurückgewiesen, ein ganz thörichter Schritt, da man gar nicht imstande war, nennenswerten Widerstand zu leisten. So blieb den europäischen Mächten nichts anderes übrig, als die Annahme ihrer Forderungen zu erzwingen, und das war am schnellsten durch ein Vorgehen gegen Peking zu erreichen. Die vereinigte Flotte dampfte also ins Gelbe Meer, das noch nie zuvor feindliche europäische Schiffe getragen hatte, und nahm im Mai 1858 ohne großen Verlust die sämtlichen an der Mündung des Pajho bei Taku liegenden Befestigungen ein. Dadurch war der Weg nach Peking frei. Inzwischen aber hatten sich die Chinesen

endlich anders besonnen. In Tientsin kam es zu Verhandlungen, wobei so ziemlich alle Forderungen der Abendländer bewilligt wurden. Eine ganze Anzahl bisher verschlossener Häfen an der Küste und am Yangtzejiang sollte darnach für den Verkehr geöffnet werden. Das wichtigste Zugeständnis aber war die Zulassung von fremden Gesandten für ständigen Aufenthalt in Peking.

Es zeigte sich aber bald, daß diese Pille doch zu bitter für die Chinesen gewesen war. Als im folgenden Jahre (1859) die Kriegsschiffe der Verbündeten wieder vor der Mündung des Baiho erschienen, damit den in Tientsin getroffenen Bestimmungen gemäß die ratifizirten Vertragsurkunden in Peking ausgetauscht werden könnten, fand man den Fluß gesperrt und die Befestigungen nicht nur wieder aufgebaut, sondern auch bedeutend verstärkt. Überland können eure Gesandten kommen, sagten die Chinesen, aber nicht auf den Kriegsschiffen den Fluß herauf. Die Verbündeten wollten sich jedoch hierin keine Vorschriften machen lassen, sondern rückten vor. Die Folge davon war, daß die Chinesen aus den Forts ein so kräftiges Feuer eröffneten, daß mehrere der Schiffe zum Sinken gebracht wurden, und der übrige Teil der Flotte sich zurückziehen mußte.

Natürlich hatten die Chinesen damit nichts weiter erreicht, als daß das unabwendbar gewordne Geschick etwas hinausgeschoben worden war. Die Engländer und Franzosen trafen sofort energische Maßregeln zur Fortsetzung des Kriegs und erschienen im Sommer des Jahres 1860 mit einer Flotte von mehr als zweihundert Schiffen abermals im Gelben Meere. Diesmal wurden die Forts von Taku von der Landseite aus angegriffen und erstürmt. Dann trat man den Marsch nach Peking an. Die Chinesen leisteten nur noch geringen Widerstand, verdarben sich aber das ohnehin schon verlorne Spiel dadurch noch mehr, daß sie einige Parlamentäre nebst deren Begleitung gefangen nahmen, obwohl sie die Bedeutung der weißen Flagge recht gut kannten, da sie sich dieses Zeichens oft genug selbst bedient hatten. Diese Gefangnen wurden dann so schlecht behandelt, daß einige ihren Leiden erlagen. Die Verantwortung für eine solche Verletzung des Völkerrechts schrieb man nicht mit Unrecht am letzten Ende dem Kaiser zu, und Lord Elgin beschloß daher kurzer Hand, diesen durch die Zerstörung seines bei Peking liegenden Sommerpalastes zu bestrafen. Eine ganze Anzahl von prächtigen Gebäuden und weite Strecken des schönsten Parks wurden in Folge dessen dem Erdboden gleich gemacht. Unter den unschätzbaren hier aufgehäuften Kunstgegenständen hatten die Franzosen schon in der schlimmsten Weise gehaust, wobei sich der Graf Montauban, später Palikao genannt, in traurigster Weise hervorthat.

Bald darauf nahmen die Chinesen das Ultimatum der Verbündeten an, dem zufolge den Siegern das nordöstliche Thor von Peking geöffnet werden sollte, und am 24. Oktober 1860 sahen die Bewohner der chinesischen Hauptstadt staunend den Einzug der Engländer und Franzosen. Am demselben Tage

wurde der Friedensvertrag unterzeichnet, dessen Bestimmungen für die Chinesen sehr mild waren. Sie mußten die Kriegskosten bezahlen und außerdem solchen katholischen Missionen, die in früherer Zeit durch Verfolgung Schaden erlitten hatten, Ersatz leisten. An Land verloren sie nur einen unbedeutenden Strich gegenüber von Hongkong. Im übrigen blieb es bei dem, was man vor zwei Jahren in Tientsin vereinbart hatte.

Nach mehr als zwanzigjährigen Bemühungen waren also die Abendländer so weit, China zur thatsächlichen Anerkennung ihrer Gleichberechtigung gezwungen zu haben. Ein englischer und ein französischer Gesandter wurden sofort für Peking ernannt; nach und nach folgten dann die andern fremden Nationen diesem Beispiele. Wie sich das Verhältnis der Ausländer zu den Chinesen auf der Grundlage der seitdem wenig veränderten Verträge von Tientsin gestaltet hat, und wie die Aussichten für die Zukunft sind, dies müßte, ebenso wie eine Übersicht der Missionsbestrebungen, einer besondern Darstellung vorbehalten bleiben. Für diesmal sei nur noch ein Punkt erwähnt.

6

Wo blieben die Deutschen während dieser ganzen Zeit? Ach, der starke Schmied, der die neben einander liegenden Stücke des deutschen Landes zu einem ordentlichen Ganzen zusammenschweißen sollte, hatte seine schwere Arbeit damals noch nicht begonnen. Wir waren noch keine Nation und bedeuteten deshalb auch nichts, denn trotz der erfolgreichen Bemühungen Preußens, unser Vaterland zunächst wenigstens wirtschaftlich zu einigen, trat doch gerade in allen überseeischen Handelsfragen immer wieder unsere alte Zerrissenheit hervor, weil die Hansestädte dem Zollvereine nicht angehörten. Kann man sich daher wundern, daß überhaupt nicht davon die Rede gewesen zu sein scheint, uns zur Teilnahme an dem gemeinschaftlichen Vorgehen gegen China aufzufordern? Es war ja die traurige Zeit gleich nach dem Krimkriege, wo Preußen kaum noch als Großmacht mitgezählt wurde.

Aber schon nach wenigen Jahren zeigten sich auch hier die erfreulichsten Spuren des Erstarkens. Als der Vertrag von Tientsin in Europa bekannt geworden war, rüstete die preußische Regierung eine Expedition nach Ostasien aus, um im Namen aller deutschen Staaten einen ähnlichen Handelsvertrag abzuschließen. Wir haben von Reinhold Werner eine hübsche Beschreibung dieses Unternehmens, das zum gewünschten Ziele führte. Am 2. September 1861 wurde in Tientsin der Vertrag zwischen dem Zollverein, den Hansestädten und Mecklenburg einerseits und China andererseits vom Grafen Eulenburg und den chinesischen Bevollmächtigten unterzeichnet. Die Bestimmungen waren im wesentlichen dieselben, wie die für die andern Staaten geltenden. Seitdem hat sich der deutsche Handel in China so mächtig gehoben, daß er jetzt den zweiten Platz einnimmt. Von großem Werte hierfür war der Umstand, daß

im Jahre 1875 die deutschen Interessen in Peking in die Hände eines Herrn gelegt wurden, der sich durch die schwierigen Verhältnisse niemals hat entmutigen lassen, sondern unermüdlich für sein Vaterland thätig gewesen ist. Herrn von Brandt verdanken wir unter andern die erste Anregung zur Errichtung einer deutschen Postdampferlinie nach Ostasien. Welch ein Jubel unter den Deutschen in allen den Häfen des Ostens, in die der erste Dampfer mit der am Mast wehenden Reichspostflagge einlief, während auf Deck die Musikkapelle das Heil dir im Siegerkranz spielte! Man würde aber unsern geschäftstreibenden Landsleuten Unrecht thun, wollte man diese Freude nur durch platten Eigennuß erklären. Nein, es war mehr als das, es war die Befriedigung darüber, daß sich endlich, endlich auch unser Staat dazu entschlossen hatte, seine kräftig vorwärtsstrebenden Angehörigen im Auslande durch seine Unterstützung zu weiterm, angestrengtem Fleiße anzu-spornen. Und nun finden sich Leute, die alles Ernstes zu erwarten scheinen, eine solche Saat müsse schon nach einigen wenigen Jahren aufgehen! Durch so abgeschmackte Tiraden, wie sie die Herren Richter und Bamberger jeden Winter, den Gott werden läßt, im Reichstage vorbringen, machen wir uns allmählich vor der ganzen Welt lächerlich.

Wenn nur die deutsche Regierung ein übriges thun, nämlich, ohne sich durch die öden Reden solcher Worthelden einschüchtern zu lassen, wenigstens noch ein oder zwei Kriegsschiffe in Dienst stellen und das Geld dafür vom Reichstage verlangen wollte! Während früher in Ostasien stets zwei Korvetten und zwei Kanonenboote standen, hat man beim Beginn der Kolonialbewegung die beiden Korvetten von hier weggenommen. Allerdings sehen wir dafür von Zeit zu Zeit ein fliegendes Geschwader; aber daß dies doch nur ein recht ungenügender Nothbehelf ist, zeigt sich, sobald an mehreren Punkten der Erde zu gleicher Zeit ein kräftigerer Schutz der deutschen Interessen nötig wird. Kaum hatte sich z. B. im vorigen Frühling das Geschwader dem Befehle gemäß auf den Weg nach Chile gemacht, als auch hier Unruhen ausbrachen, wobei dann unser Gesandter in Peking lediglich auf die beiden Kanonenboote angewiesen war, also auf eine Zahl von Schiffen, die nicht annähernd im Verhältnis zu der Bedeutung der deutschen Interessen steht. Frankreich, Rußland und Amerika sind trotz ihres geringern Handels alle weit besser vertreten als Deutschland. Die haben auch mehr Geld, wird man einwenden. Nun, man sollte denken, daß wir doch noch nicht wieder so weit wären, wie zur Zeit des seligen Bundestags, und unsre im Auslande lebenden Landsleute dem Schutze fremder Flaggen überlassen wollten. Wie viel mehr entspricht es der nationalen Würde, wenn das Reich diesen Schutz in allen Erdteilen selbst ausübt! Nicht ernstlich genug kann man wünschen, daß die Nation, deren Handel den zweiten Platz in China einnimmt, bei später etwa eintretenden Verwicklungen an Machtentfaltung nicht hinter andern Völkern des

Abendlandes zurückstehe. Wir Deutschen im Auslande finden es ebenso unbegreiflich wie bedauerlich, daß man daheim noch immer nicht lernen will, wenigstens bei solchen Fragen, wobei die nationale Ehre ins Spiel kommt, das elende Parteigezänk beiseite zu lassen; denn bei uns heißt es stets: Das Vaterland über alles!



Die Laufbahn des Offiziers



Is schwere Sorge lastet auf vielen Vaterherzen die Frage nach dem künftigen Beruf ihrer Söhne. Die Überfüllung ist in den meisten Berufsarten groß. Die Anwärter müssen sich auf eine Reihe von Jahren des Wartens gefaßt machen, ehe sie in der Lage sind, selbst für sich sorgen zu können. Und das Leben kostet viel Geld. Kann der Vater, dem kein Vermögen und vielleicht nur unbedeutende Ersparnisse zu Gebote stehn, solch längeres Warten ermöglichen, ohne sich in Schulden zu stürzen? Noch schwieriger gestalten sich die Verhältnisse, wenn vielleicht der Vater wegen Krankheit auf kargen Ruhegehalt gesetzt ist, oder wenn gar einer Witwe die Sorge obliegt, ihre Söhne zu einer Lebensstellung zu bringen, die der des verstorbenen Vaters einigermassen entspricht. In diesem Falle wird freilich, wenn sonstige Hilfsquellen mangeln, die Unmöglichkeit, das gewünschte Ziel zu erreichen, ohne weiteres klar sein. Die Verhältnisse werden eben dazu zwingen, ein früher zu erreichendes, wenn auch bescheidneres Ziel ins Auge zu fassen.

Für Fälle nun, die man als normal bezeichnen kann, d. h. wo der Vater in geachteter, auskömmlicher Stellung lebt und in der Lage ist, seine Söhne zu erhalten, bis sie auf eignen Füßen stehn, sei im Nachfolgenden auf die Laufbahn des Offiziers hingewiesen. Wir wollen sie einmal vergleichen mit der Laufbahn des Philologen, des Theologen und Juristen, da gerade über die Offizierslaufbahn in weiten Kreisen recht unklare Ansichten herrschen.

Nur zu häufig hört man die Meinung aussprechen: Offizier kann mein Junge nicht werden, dazu habe ich nicht die Mittel. Er soll darum zunächst das Abiturientenexamen machen, dann kann er studiren, was er will. Ein tüchtiger Arzt, ein Rechtsanwalt oder Richter, schließlich auch ein Philologe oder Theologe — die finden immer ihr gutes Brot und sind geachtete Leute.

Hier spricht sich eine gewisse Voreingenommenheit aus gegen den Offiziersberuf. Die weitverbreitete Meinung, der Offiziersberuf sei nur vermögenden Leuten zugänglich, da er seinen Mann nicht nähre, ist falsch. Wäre der